

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Estelle Laure

Gegen das Glück hat das Schicksal keine Chance

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main



TAG 14

Mom sollte gestern wiederkommen. Nach zwei Wochen. Vierzehn Tagen. Sie sagte, sie brauche mal eine Pause von allem (also: von uns) und dass sie vor dem ersten Schultag wieder da sei. Ich habe gehaut, dass sie nicht aufkreuzen würde – wegen dem, was gestern im Briefkasten lag –, und doch habe ich die ganze Nacht auf sie gewartet, habe gehofft, gehofft, dass ich Gespenster sehe, dass mein Bauch, der eigentlich nie danebenliegt, sich diesmal aus irgendeinem blöden Grund geirrt hat. Aber die Tür hat nicht in den Angeln gequietscht, die Dielen haben nicht geknarrt, und dann ging die Sonne an der Wand auf, und ich wusste es tief drin: Wir sind allein, Wrenny und ich. Fürs Erste zumindest. Wren und Lucille. Lucille und Wren. Ich tue, was ich tun muss. Keiner darf uns trennen. Das heißt, so normal wie möglich weitermachen. So tun als ob. Auch wenn nichts weiter weg von normal sein könnte.

Normal ist mit Dad verschwunden.

Mit einem merkwürdig flauen Gefühl habe ich Wren Zöpfe geflochten, die ihr zu straff waren, habe Kaffee, Frühstück und Schulbrote gemacht, ihr die Kleider und den Ranzen hingelegt,

dann habe ich sie zum ersten Schultag in der vierten Klasse gebracht, die Nachbarn auf der Straße begrüßt und versucht, jedem auszuweichen, der auf die Idee kommen könnte zu fragen, wo zum Teufel meine Mutter ist. Aber ich habe alles falsch gemacht, versteht ihr? Alles verkehrt.

Zuerst müsste ich den Kaffee kochen und mich selbst fertig machen. Wren darf sich erst nach dem Frühstück anziehen und nicht vorher, weil sie sich immer vollkleckert. Seit heute mag sie keinen Thunfisch mehr (»sieht aus wie Kotze«), obwohl er gestern noch ihr Lieblingsessen war, aber das sagt sie mir erst, als ich ihr Mittagessen schon eingepackt habe und wir zur Tür rausgehen. Ich habe die Wäsche gefaltet, Moms Kleider aufgehängt und Wrens Sachen ordentlich in ihre Kommode gelegt, aber dann stellt sich raus, dass ihr nichts mehr passt. Wie kann man in vierzehn Tagen so viel wachsen? Vielleicht weil die zwei Wochen so unendlich lang waren.

All das hat Mom immer erledigt, ohne dass es jemand gemerkt hat. Jetzt merke ich es. Ich merke ihr Nichtdasein. Ich merke ihr Nichtgemachthaben. Ich will Wren ausfragen, will wissen, warum sie nicht fragt, wo Mom an ihrem ersten Schultag ist, warum Mom nicht da ist. Wusste sie tief drin schon immer, dass so was passieren würde, dass die Nacht, als die Polizei kam, nur der Anfang war, und das hier die zwingende, unausweichliche Folge?

Manches weiß man einfach.

Jedenfalls habe ich alles getan, was Mom tun würde. Habe es zumindest versucht. Das Universum weiß genau, dass ich schummele, dass ich nur so tue, als hätte ich einen Plan. Dabei

habe ich keinen. Trotzdem hüpfte Wren fröhlich durchs Schul-tor, nachdem ich ihr einen Abschiedskuss auf ihr glattes dunkles Haar gegeben habe. Das ist doch was wert.

Der Morgen ist warm. Der Sommer weiß noch nicht, dass er bald zu Ende ist, und ich gehe im Stechschritt zur Highschool, die neun Straßen entfernt ist. Als ich die Schultür aufdrücke, bin ich ganz verschwitzt.

Und jetzt bin ich hier. Im Klassenraum. Das Lied, das Wren auf dem Schulweg gesungen hat, irgendein Popsong, wummert in mir nach wie ein dumpfer, langweiliger Kopfschmerz. Ich komme ein bisschen zu spät zu Englisch, aber so geht es am ersten Schultag den meisten. Bald wissen wir, wann wir wo sein müssen und wo wir sitzen. Bald sind wir brave Schülerschafe.

Eden ist da, immer pünktlich, früh genug, um den Platz zu besetzen, auf dem sie sitzen will, den Arm um den leeren Nachbarstuhl gelegt, bis sie mich sieht und ihn freigibt. In diesem Jahr haben wir nur Englisch zusammen, was ätzend ist. Zum ersten Mal. Früher hatten wir immer dieselben Kurse und sind gemeinsam durch den Tag gegangen. Wenigstens sind unsere Schließfächer nebeneinander.

Eden ist cool, auf ihre ureigene Eden-Art. Es ist nicht die Art von cool, die für andere interessant sein soll. Edens Coolness beobachtet, wartet ab und sieht alles – eine denkende Art von cool. Ihr dickes flammend rotes Haar fließt über die Stuhllehne, und sie hat ihre Lederjackenrüstung angelegt, die im September für Cherryville in New Jersey eigentlich zu warm ist. Aber die Klimaanlage verwandelt die Schule in einen Kühl-

schrank, und ich wünschte, ich hätte auch eine Jacke dabei und hätte Wren eine Strickjacke eingepackt, wobei ich hoffe, dass es an der Grundschule nicht so schlimm ist. Ich glaube, die Highschool-Verwaltung denkt, sie könnte unsere aufmüpfigen Hormone mit Minusgraden in Schach halten oder so was.

Ein Irrtum.

Mr Liebowitz wirft mir einen strengen Blick zu, als ich mich setze. Ich habe seinen üblichen Jahresanfangssermon unterbrochen, von wegen, diesmal würde er uns nicht alles durchgehen lassen, und nur weil wir bald den Abschluss machten, hätten wir keinen Freifahrtschein für jeden Mist. Oder vielleicht sieht er mich so an, weil er von Dad gehört hat. Alle tuscheln über mich, aber es ist, als würden die Geräusche an Eden und ihrer Lederjacke abprallen. Solange ich Eden habe, geht es mir gut. Mit den anderen habe ich sowieso nicht viel zu tun. Digby ist ihr Zwillingbruder, aber ich bin ihre Seelenverwandte.

Mr Liebowitz sieht aus wie ein lieber Fernsehonkel, also kann er sich auf den Kopf stellen und meckern, so viel er will, er macht keinen Eindruck. Wir wissen, dass er ein totaler Softie ist und sich jetzt schon darauf freut, später nach Hause zu gehen, in Strickjacke und Pantoffeln zu schlüpfen und sich um seine Zimmerpflanzen zu kümmern, denen er Frank Sinatra vorsingt oder so was. Er beruhigt sich schon wieder. So fängt er das Jahr immer an. Und wer will es ihm übelnehmen? Die Highschool ist ein Irrenhaus. Eigentlich müssten die Fenster vergittert sein und draußen Wachen stehen. Aber das würden sie natürlich nie tun.

Eden tritt mir ans Schienbein und holt mich in die Gegenwart zurück. Mir gefällt die Gegenwart nicht, also trete ich zurück und frage mich, ob Fußgerangel mit meiner besten Freundin als schlechtes Benehmen zählt.

»Abendessen«, flüstert sie.

»Wren«, flüstere ich zurück. Zucke die Achseln.

Meine Augen erzählen ihr von Mom, ohne dass ich es will.

Sie schüttelt den Kopf. Dann: »Miststück«, geflüstert.

Ich zucke wieder die Schultern, versuche ihrem Blick auszuweichen.

»Bring Wren mit. Meine Mom füttert alle durch.«

Ich nicke.

»Digby ist auch da.« Sie tritt mir wieder gegen den Fuß.

Ich halte still. Starre Mr Liebowitz an, dessen schmale, weißliche Lippen Worte formen.

»Klar, er wohnt ja auch bei euch«, sage ich. Lahme Antwort.

»Meine Damen«, mahnt Mr Liebowitz mit warnendem Singsang. »Heute ist der erste Schultag. Ich will euch nicht trennen müssen.«

Viel Glück, will ich sagen. Niemand kann uns trennen. Geh nach Hause in dein Sesamstraßenhaus, und zieh dir deine Strickjacke und Pantoffeln an. Kümmere dich um deine Fische und Blumen, und lass mich in Frieden.

Als Wren und ich mit Moms schrottigem Corolla vor dem Haus halten, in dem Eden mit ihrer Familie lebt, spielen Digby und sein Vater John in der Einfahrt Basketball. Ich will so schnell wie möglich an ihnen vorbei, weil ich sonst den

ganzen Tag hier sitze und glotze. Einen Vater mit seinem Kind Ball spielen zu sehen, wie es sich für Väter und Kinder gehört, versetzt mir einen Stich. Es ist so echt, ich würde Wren am liebsten die Augen zuhalten, damit sie nicht sieht, was sie verpasst.

Was mich an etwas erinnert. »Wren.«

»Ja?« Sie wischt sich die Hand am T-Shirt ab, liest das Buch, das sie auf dem Schoß hat, und sieht ein bisschen schmutzlig aus. Ihre Haare sind fettig und ungekämmt, trotz meiner Anstrengungen heute Morgen. Irgendwann haben sich die Zöpfe gelöst, und jetzt sieht sie wieder aus wie eine Wilde.

»Du weißt doch, dass Mom in letzter Zeit nicht da ist?«

Wren hört auf zu lesen. Versteinert. »Ja.«

»Also ... wir wollen niemandem davon erzählen, okay? Nicht mal Janie und Eden und Digby und John.«

»Aber Mom ist im Urlaub. Sie erholt sich. Und dann kommt sie zurück.«

»Ja, das stimmt«, sage ich, »aber trotzdem. Wir wollen nicht darüber reden, weil die anderen es vielleicht falsch verstehen. Vielleicht machen sie sich unnötig Sorgen.«

»Du meinst, dass Mom nicht wiederkommt?« In Wrennys Kopf passiert so viel, dass ich nie weiß, was sie denkt.

»Vielleicht. Oder dass sie länger wegbleibt, als sie sollte.« Ich greife zur Tür, weil ich Wren nicht ansehen kann. »Vielleicht denkt das jemand.«

»Aber das tut sie nicht«, sagt Wren. »Sie ist unsere Mom.«

»Natürlich tut sie so was nicht.« Lüge.

»Warum ist es wichtig, was andere denken?«

»Wren – red einfach nicht drüber, okay?«

»Okay.«

»Manche Sachen gehen niemanden was an.« Ich mache die Tür auf, dann beuge ich mich zu Wren nach hinten und reibe vergeblich an ihrem T-Shirt herum. »Dass Mom verreist ist zum Beispiel. Okay?«

»Ich habe okay gesagt, okay?« Sie steigt aus dem Wagen und wartet auf mich, wobei sie mich anstarrt, als wäre ich die größte Nervensäge der Welt. »Hey, Lu?«

»Ja«, antworte ich hellhörig.

»Deine Mutter ist so fett, sie ist in High Heels losgegangen und in Flipflops wiedergekommen.«

Eigentlich will ich ihr sagen, dass ich ihre neue Angewohnheit, Deine-Mutter-Witze zu erzählen, nicht leiden kann, aber jetzt habe ich es eilig, also lache ich halbherzig, und wir gehen los. Ich will ins Haus, und zwar schnell, weil da noch die andere Sache ist. Mit »andere« meine ich das, was mich zum Schwitzen bringt, wenn ich nur rumstehe. Und mit »Sache« meine ich Digby, den ich kenne, seit ich sieben bin, und der mich in letzter Zeit in einen schwachköpfigen Schwachkopf verwandelt, in einen vollkommenen Volltrottel. Frag mich nach meinem Namen, wenn er dabei ist, und wahrscheinlich wüsste ich die Antwort nicht. Ich würde nur »Lll...lllu...« stammeln, und dann müsste mir jemand die Spucke vom Kinn wischen.

Ich weiß. Schön ist das nicht.

Aber mal ehrlich. Groß und nassgeschwitzt und *oben ohne*, so dass jeder seine Muskeln sehen kann. Wenigstens glänzt er nicht, weil er weißer als weiß ist, denn statt braun zu werden,

kriegt er Sommersprossen, und nach einem langen Sommer ist er jetzt voll von ihnen. Doch wenn ich ihn so sehe – die feuchten Haare, die ihm an der Stirn kleben, seinen langen, sehnigen Körper, als er seinen Vater umtänzelt, um einen Korb zu werfen –, würde ich am liebsten auf Knien den Schöpfer preisen, ihn malen und in Sonetten verewigen und die kleine Kurve anbeten, wo sein Hals in die Schultern übergeht, die so, so vollkommen ist.

Er ist schön.

Weswegen ich im Vorbeigehen, als er hallo sagt, kaum mit dem kleinen Finger zucke. Es gibt zwei große Probleme, abgesehen davon, dass er Edens Zwillingbruder ist, was ziemlich schräg ist. Erstens hat Digby seit Urzeiten eine Freundin. Die beiden sind wie Pech und Schwefel, sie trägt seine Jacke, und ihre Heiratsurkunde ist so gut wie unterschrieben. Ihr Bund ist im Himmel gemacht und von Engeln gesegnet. Und zweitens: Falls ich je eine Chance bei ihm hätte, und er würde mich küssen oder so was, würde ich auf der Stelle implodieren und tot umfallen. Ich weiß, ich klinge wie eine Zwölfjährige, die einen Rockstar anhimmelt, und nicht wie die außerordentlich beherrschte junge Frau, die ich bin, aber irgendwas hat Digby an sich, das mich völlig durchdrehen lässt. Die Art, wie er sich bewegt, die Art, wie er *er* ist – raubt mir vollkommen den Verstand. Also hoffe ich, dass er mich niemals küsst. Das wäre die totale Katastrophe. Niemand soll erleben, wie ich mich in meine Bestandteile zerlege. Am wenigsten er.

Na ja, noch weniger ich selbst.